SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

"Mit dieser Fahne in der Hand": materielle Kultur und Heldenverehrung

Wulff, Aiko

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Wulff, A. (2009). "Mit dieser Fahne in der Hand": materielle Kultur und Heldenverehrung. *Historical Social Research*, *34*(4), 343-355. https://doi.org/10.12759/hsr.34.2009.4.343-355

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Diese Version ist zitierbar unter / This version is citable under:
https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-287770

„Mit dieser Fahne in der Hand“. Materielle Kultur und Heldenverehrung 1871-1945

Aiko Wulff[*]

Abstract: *»Bearing this flag in his hands“. Aspects of heroization in material culture 1871-1945«*. The development of warfare technologies during the 19th century and the resulting losses in battle contributed to a new image of heroism, which centred around the common soldier. Premature death was considered a supraindividual ideal and served as a leitmotif for the commemoration of those killed in action. Albeit this indicates a mass phenomenon, there are still attempts to reintegrate and highlight individual performances. This article provides a close look at different groups of objects relating to these processes, i. e. flags, monuments, medals, posters and paintings as well as trophys, all of which evoking a positive image of premature death.

Keywords: material culture, heroisation, heroes, war, soldiers, remembrance, commemoration.

So stirbt ein Held! – Anbetungswürdig
Friedrich von Schiller

1. Heldenbild im Wandel

In der Schlacht bei Gravelotte am 18. August 1870 während des Deutsch-Französischen Krieges standen sich hochgerüstete Armeen gegenüber. Zum wichtigsten Artilleriegeschütz war erstmals die Granate geworden. Sie entwickelte ihre zerstörerische Kraft nicht nur durch die Wucht des Aufpralls wie die Vollkugeln, die noch während der Napoleonischen Kriege üblich waren. Granaten konnten durch die zusätzliche Splitterwirkung großflächig das Gewebe der gegnerischen Soldaten zerreißen, was einen deutlichen militärischen Vorsprung bot. Zündnadelgewehre, Gussstahlkanonen, Panzerzüge, Minen, elektrisches Licht, Ballone, der Graben- und Stellungskrieg und die Mitrailleuse – ein von den Franzosen entwickelter Maschinengewehrvorläufer – waren weitere jüngere Entwicklungen, die 1870/71 zum Einsatz kamen (Manchester 1978, 83; Kühlich 1994, 331-333). Galt die Schlacht von Balaklawa während des Krim-

[*] Address all communications to: Aiko Wulff, LWL-Industriemuseum Ausstellungsprojekt HELDEN, Grubenweg 5, 44388 Dortmund, Germany; e-mail: aiko.wulff@lwl.org; http://www.helden-ausstellung.de.

krieges noch als „letzter Triumph mittelalterlichen Rittertums über die moderne Waffentechnik“, hatte die Technik jetzt die Oberhand. Die Bilanz bei Gravelotte allein waren 30.000 Tote und Verwundete an einem Tag. Der „industrialisierte Intensivkrieg“ (Seyferth 2007, 573) forderte bis dahin unvorstellbar viele Menschenleben in kürzester Zeit, insgesamt starben 1870/71 etwa 190.000 Menschen. Einen vorläufigen Höhepunkt erreichten diese Entwicklungen im Ersten Weltkrieg.

Die militärtechnische Entwicklung löste einen Paradigmenwechsel im Heldenbild der Neuzeit aus, zu dem auch die zunehmende mediale und wirtschaftliche Einbeziehung des Hinterlandes, die Entstehung einer „Heimatfront“, beitrug. Das Heldenbild verschob sich immer deutlicher vom Feldherren zum einfachen Soldaten. Mit der steigenden Zahl einfacher Soldaten, die auf dem Schlachtfeld ihr Leben ließen, stieg nun auch die Bedeutung postmortaler Ehrungen für eine Gruppe, die in Frankreich seit 1793 der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen und in Preußen seit 1813 mit der Stiftung des Eisernen Kreuzes in das zuvor Adligen vorbehaltene System militärischer Gratifikation aufgenommen worden war. Gegenüber der Ehrung von Siegerhelden gewann der vorzeitige Tod dabei als zentrales Element der Ehrung an Bedeutung. „Vorzeitiger Tod“ wird hier als systematischer Begriff gebraucht, der aus heutiger Perspektive einen verfrühten, ungewollten Tod bezeichnet. Er korrespondiert mit dem in den Quellen verwendeten Begriff des „Heldentods“, der als erstrebenswerter, beabsichtigter Tod verstanden wurde, und ist im folgenden bezogen auf in Kriegshandlungen gefallene Soldaten.

Der neue Kriegsheld ist in der materiellen Kultur vielfältig repräsentiert und offenbart dort eine Wechselwirkung zwischen Gruppe und einzelnem Soldaten. Diesen Spuren in den Objekten soll im Folgenden nachgegangen werden, da sie sowohl bewusster Teil der Gedenkkultur sind als auch implizite Aussagen in der Materialität der Gegenstände und ihren bildlichen und textlichen Repräsentationen enthalten (vgl. König 2003, 101, 118).

Ziel dieses Aufsatzes ist zu zeigen, wie aufgrund dieses Paradigmenwechsels das Sterben im Krieg und dessen Verehrung sich in der materiellen Kultur zwischen 1871 und 1945 eingeschrieben haben und wie sie dort konserviert und repräsentiert wurden.

2. Manifestationen in der Sachkultur

Im Folgenden sollen einige Objekte herausgegriffen werden, an denen exemplarisch Umgangsformen mit dem Sterben und deren Wandlungsprozesse ablesbar sind.

Masse und Individuum: Die Fahne

Die Fahne war bis in den Ersten Weltkrieg hinein ein zentrales Objekt für die visuelle Zuordnung von militärischen Einheiten. Bereits in den Einigungskriegen deutete sich jedoch ein Wandel dieser Rolle an, weil die gute Sichtbarkeit für den Fahnenträger ein immer riskanteres Unterfangen wurde, wenn auf der gegnerischen Seite moderne Repetiergewehre und später auch Maschinengewehr-Nester oder Scharfschützen aufgestellt waren (Evert 2007, 30). Neben diesem militärtaktischen Aspekt hat die Fahne einen symbolischen Wert als konstituierender Faktor bei der Konstruktion einer inklusiven Gruppenzugehörigkeit. Die Eroberung der Fahne durch den Gegner wurde mit der Niederlage dieser Gruppe gleichgesetzt. Somit hat die Fahne einen sowohl praktischen als auch symbolisch-identifikatorischen Wert für die Gruppe, die durch sie repräsentiert wird. Die Fahne wurde im Einsatz auf dem Schlachtfeld symbolisch gleichsam aufgeladen (Evert 2007, 28). Starb ein Angehöriger der Einheit im Kampf, wobei der Tod bei der Verteidigung der Fahne als besonders heldenhaft galt, war dies eine aus der Gruppe heraus erbrachte Leistung, die teilweise unmittelbar an der Fahne honoriert wurde.[1]

An der Fahnenstange des 1. Bataillons des 52. Infanterie-Regiments von Alvensleben (6. Brandenburgisches) ist das abzulesen. Nachdem die Einheit 1870 bei Vionville starke Verluste erlitten hatte, wurde an der Fahnenstange ein Ring angebracht. Er trägt die Inschrift: „Es starben mit dieser Fahne in der Hand am 16. August 1870 den Heldentod Sergeant Hartert und Gefreiter Beohmel.“ An derselben Fahne wurden Fahnenbänder und ein Eisernes Kreuz angebracht. Sie waren Ausdruck der gemeinschaftlichen Leistung, die auch über den vorzeitigen Tod der Kameraden definiert war.

Vom Sieger zum Opfer: Denkmäler

Eine Projektion des Soldatentodes in der öffentlichen Gedenkkultur stellten die Kriegerdenkmäler dar. Robert Musils Wort, das Auffallendste an Denkmälern sei deren Unsichtbarkeit, verweist darauf, dass Denkmäler in der Regel in Aussage und Symbolsprache eine als Norm verstandene, dominante gesellschaftliche Position vertreten. Sie treten erst dann in den Vordergrund, wenn ihr Inhalt kontrovers wird. Als post hoc errichtete „Identitätsstiftungen für die Überlebenden“ sind sie allerdings direkt Prozessen der Neubewertung ausgesetzt (Koselleck 1979, 257). Die politische Aussage von Denkmälern muss entsprechend durch rituelle Inszenierungen wie Feiern oder Kranzniederlegungen begleitet sein. Der wiederholt durchgeführte Ritus dient der Reifikation der

[1] *Meyers Konversationslexikon* 1885-1892 beschreibt die Fahne „als ein Heiligtum, als ein Palladium [...], für dessen Verteidigung jeder gern sein Leben einsetzte [...] und wenn der Fahnenträger mit der F. in der Hand gefallen ist, so wird sein Name in den Ring eingraviert.“

politischen Aussage, kann aber auch mit deren Modifikation einhergehen (Jeismann 1994, 41).

In der Darstellung wechselten Kriegerdenkmäler im Laufe des 19. Jahrhunderts und verstärkt nach 1871 vom Monarchen zum „Helden“, also vom Feldherren zum einfachen Soldaten (Lurz 1985, 143). Mit dem einfachen Soldaten rückte die Glorifizierung des Todes ins Zentrum. Im deutschsprachigen Raum changierten die Denkmäler in der Symbolsprache seit den Einigungskriegen daher auch zwischen religiöser Grabplastik und heroisierendem Denkmal (Vomm 1979, 20, 311). Die alte Form repräsentierte ein exklusives Heldentum, das speziell den Siegern vorbehalten war. Der neue Typ repräsentierte hingegen ein jedem zugängliches Heldentum, das durch den Verlust des Lebens erkauft wurde (Schilling 2002, 25). 1892 wurde in Essen ein durch den „Verein zur Errichtung eines Kriegerdenkmals“ finanziertes Denkmal eingeweiht (Laumann 1975, 3). Es zeigt einen tödlich getroffenen Infanteristen, der von seinem Kameraden gestützt wird. Der namentlich nicht spezifizierte Sterbende reicht den Lebenden zur Fortsetzung des Kampfes die Fahne weiter. Deutlich wird hier, dass die toten Kriegshelden eine Vorbildfunktion haben. Jedes Opfer erhöht überdies die Motivation für andere, ebenfalls ein Opfer zu erbringen, damit das vorangegangene Opfer nicht sinnlos gewesen sein möge.

Foto: Annette Hudemann.

Nach dem Ersten Weltkrieg errichteten Frankreich und Großbritannien mit den Denkmälern für den Unbekannten Soldaten noch weiter entpersonalisierte Denkmäler. Der vorzeitige Tod als Ehrungsgrund ist hier vom Einzelfall zur abstrakten Idee weiterentwickelt. Der fortschreitenden Entpersonalisierung von Kriegerdenkmälern wirkte entgegen, wenn sie um Ehrentafeln mit Namenslisten der Gefallenen ergänzt wurden (Lurz 1985, 143). Bei dieser Form des Denkmals stehen kollektives Symbol und individuelle Nennung nebeneinander, wenn auch innerhalb der Masse von Namensnennungen.

Gratifikation, Distinktion und Trost: Orden und Ehrenzeichen

Der Einzelne erfuhr jedoch nicht nur als Teil eines Symbols Ehrung, wie bei Fahnenringen und Denkmälern. Orden zeichneten einen Soldaten als Individuum aus. Als Bestandteil des Systems militärischer Gratifikation wurden sie überwiegend an überlebende Soldaten, seltener posthum, verliehen (vgl. Winkle 2007, 254ff.). Sie waren aber in verschiedenen Zusammenhängen auf die Toten bezogen. Orden konnten so zum Surrogat sowohl des lebenden als auch des toten „Kriegshelden" werden. Im Extremfall wurden die Angehörigen des Gefallenen ausgezeichnet, wie bei dem 1934 gestifteten Ehrenkreuz für Witwen und Eltern.

Den Zusammenhang von Ordensverleihung und Tod auf dem Schlachtfeld verdeutlicht eine Zeichnung Heinrich Zislins aus dem Jahr 1916 mit dem Titel „Der kaiserliche Sämann". Kaiser Wilhelm II. läuft Eiserne Kreuze säend über ein Feld, hinter ihm wachsen daraus Soldatengräber. Tatsächlich korreliert eine Zunahme in der Verleihungspraxis von Orden mit einer Zunahme militärischer Verluste. Orden und Ehrenzeichen stellen damit indirekt einen Anreiz dar, den Kampf bis zum Tode fortzusetzen.[2]

Die Erlebnisse von Angst, Schmerz und Tod auf dem Schlachtfeld stimmten mit den Koordinaten der Heldenverehrung allerdings ebenso wenig überein wie der egalitäre Anspruch der Volksheere (Schilling 2007, 373). Um das Bild von deutscher Größe beibehalten zu können, musste in der Konsequenz der Heldenbegriff auf eine größere Gruppe erweitert werden. Je mehr Soldaten starben, umso inflationärer wurden sie heroisiert (Winkle 2007, 124). Im Niederdeutschen Beobachter vom 15.03.1945 wurde ein Text über die Vereidigung junger Rekruten am Grab Theodor Körners veröffentlicht. Der Redakteur kommentiert: „Das deutsche Volk ist ein Volk von Helden geworden". Auf derselben Seite ist zu sehen, was diese kollektive Heroisierung für den einzelnen Soldaten bedeutete. Das untere Drittel der Seite besteht aus Todesanzeigen für die Gefallenen, sortiert nach Höhe der Auszeichnung.

[2] Im Deutsch-Französischen Krieg bekam durchschnittlich jeder 14. Soldat ein Eisernes Kreuz zweiter Klasse verliehen, im Ersten Weltkrieg war es etwa jeder Dritte.

Das Konzept des Heldentums hat in diesem Zusammenhang einen stark normativen Charakter.[3] Mit der Zunahme von Ordensverleihungen verschob sich im Ersten Weltkrieg der Fokus vom antiken Prinzip der herausragenden und unnachahmlichen Leistung zu einem prinzipiell für jeden erreichbaren, vorbildlichen Verhalten (vgl. Naumann 1984, 96). Das ist im Ersten und Zweiten Weltkrieg sowohl an der steigenden Zahl an Auszeichnungen als auch im extensiven Gebrauch des Begriffes „Heldentod" abzulesen. Die Ausweitung der Personengruppe, auf die als Held referiert wurde, verursachte eine regelrechte Konkurrenz um Heldenauszeichnungen (Winkle 2007, 116). Da zudem gleichzeitig exponierte Heldenfiguren aufgebaut wurden, stieg das Distinktionsbedürfnis gegenüber den verbreiteten Auszeichnungen wie dem Eisernen Kreuz Erster Klasse. Die im Zweiten Weltkrieg ergänzten Aufbaustufen zum Eisernen Kreuz ermöglichten eine zugleich massenweise Auszeichnung wie auch die Ehrung kleiner Gruppen (Winkle 2007, 248, 272).

Vorbild und Todesahnung: Plakate und Gemälde im Dienst der Propaganda

Sterbende Soldaten wurden nach 1871 im Rückblick auf einen gewonnenen Krieg gezeigt, in der Zeit des Nationalsozialismus war ihr Bild grundlegend gewandelt, nämlich als Vorausschau auf einen kommenden Krieg und den zukünftigen Soldatentod. In beiden Fällen haben sie eine Vorbildfunktion für nachrückende Soldaten. Medien wie Kriegsanleiheplakate richteten sich nicht wie Denkmäler an die Überlebenden, sondern an diejenigen, die den Kriegsdienst noch vor sich hatten oder in der Heimat blieben. Darauf sind in der Regel keine Toten zu sehen, sondern Lebende, die zum Sterben bereit sind und deren vorzeitiger Tod daher in der Darstellung bereits angedeutet ist.

Fritz Erlers Plakat zur Kriegsanleihe „Mann vor Verdun" von 1917 war von der Briefmarke bis zum Plakat in allen Medien vertreten. Es zeigt einen einfachen Infanteristen mit den soldatischen Attributen, die nach Veröffentlichung des Plakates signifikant für den Mythos des Frontsoldaten wurden: Stahlhelm, Gasmaske, Handgranate. Auffällig ist der starre Blick des Soldaten. Die Vorstellung vom Soldaten, der dem Tod ins Auge blickt, wurde von den Kriegervereinen und Wehrverbänden in den 1920er Jahren gepflegt und überdauerte bis in die Zeit des Nationalsozialismus. Elk Ebers Gemälde „Die letzte Handgranate" wurde 1937 auf der Großen Deutschen Kunstausstellung gezeigt und war im Privatbesitz Adolf Hitlers.[4] Es zeigt einen Soldaten mit dem gleichen starren, duldenden Blick wie auf Erlers Plakat. Dieser Soldat kämpft zwar, aber

[3] Frank Werner (2008, 28-31) beschreibt für den Zweiten Weltkrieg, dass die Frontsoldaten gegenüber dieser Norm Versagensängste hatten, während eine Übererfüllung geahndet wurde.

[4] Berliner Illustrierte Zeitung 29/1937.

der Titel deutet das absehbare Ende an. Trotz Todeserwartung konzentriert er sich unerschrocken auf seine Aufgabe (Schmidt 1999, 647).

Ein Plakat Fritz Webers von 1943 zeigt Soldaten, die aus der Heimat unterstützt werden. Die Aufschrift lautet: „Harte Zeiten, harte Pflichten, harte Herzen“. Die Forderungen der NS-Propaganda an die Frontsoldaten, „hart“ zu sein und eine „Pflicht“ zu erfüllen[5] werden in diesem Plakat auf die gesamte Bevölkerung übertragen.

> Das Plakat zeigt die menschenverachtende Konsequenz von Erlers ‘Mann vor Verdun’. Das Ideal, der einzelne Soldat möge Tod und Leiden heldenmütig hinnehmen, mündet in einen nutzlosen Endkampf (Hoffmann 1979, 105, 111).

Durch diese Stilisierung des Heldentods zum Selbstzweck wurde er im Nationalsozialismus relegitimiert, nachdem der Erste Weltkrieg trotz öffentlich verbriefter Heldentaten ein verlorener Krieg war (Behrenbeck 1991, 150). Die drei Bilder zeigen sowohl einzelne Soldaten als auch Figurengruppen. Der Heldentod des Einzelnen war immer auf die soziale Funktion innerhalb der größeren Gemeinschaft bezogen.

Der Tod des Angehörigen: Gedenkblätter und Totenzettel

Parallel zu den gezeigten Medien formierte sich eine Gedenkkultur, die im öffentlichen Raum inszeniert war, aber weiter in den privaten Bereich hineinragte und die Teil des Umgangs der Hinterbliebenen mit dem Tod ihrer gefallenen Angehörigen ist.

Sterbeurkunden in Form von Gedenkblättern wurden in hohen Auflagen gedruckt und an die Familien der Verstorbenen versandt. Sie sind im Ersten Weltkrieg zunächst stark durch christliche Ikonografie geprägt. In die Blätter konnte der Name des Gefallenen eingetragen und ein Passbild eingeklebt oder hineingesteckt werden. Die zahlreichen Toten der Massenheere, die Moltke 1912 noch als „Menschenmaterial“ bezeichnet hatte (Förster 1994, 62), wurden durch eine Standardurkunde auf der Ebene des familiären Gedenkens wieder zu individuellen Schicksalen.

Stärker auf den privaten Raum beschränkt waren die Totenzettel und Sterbebilder. Totenzettel beruhten auf einer niederländischen Tradition und erlangten in Deutschland zunehmende Bedeutung, als im Ersten Weltkrieg Tote oftmals nicht in die Heimat zur Bestattung zurückgeführt werden konnten. Die Totenzettel wurden nicht durch offizielle Stellen versandt, sondern von den Familien hergestellt und verteilt. Diese Objekte waren individuell gefertigt und folgten in Aufbau und Inhalt, auch noch im Zweiten Weltkrieg, wiederkehrenden Mustern. Sie enthielten meist ein Bild des Verstorbenen, biografische Angaben sowie, wenn vorhanden, einen Hinweis auf militärische Auszeich-

[5] In Feldpostbriefen war der Tod bereits als Pflicht verinnerlicht. Ein „deutscher Soldat kämpft bis zum äußersten“, also bis zum Tode (Werner 2008, 18).

nungen. Bezeichnenderweise wurden in der Bildsprache zwar Bajonette und Gewehre gezeigt, nicht aber Granaten und Maschinengewehre, also diejenigen Technologien, die das Massensterben ausgelöst hatten (Aka 1993, 176). Um aus der großen Zahl überlieferter Totenzettel ein Beispiel herauszugreifen: Der Totenzettel für den am 7.7.1918 gefallenen westfälischen Landsturmmann Bernhard Biermann (Aka 1993, 208) folgte diesem Muster und enthielt auch im Text verbreitete Versatzstücke. „Ich habe den guten Kampf des Glaubens gekämpft“ bezieht sich auf eine Bibelstelle (2. Tim. 4,7). Das gleiche Zitat war in appellativer Form auch auf Grabenschildern, also auf in Schützengräben angebrachten Kampfaufrufen, zu finden: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens“. Am Ende des Totenzettels für Bernhard Biermann ist ein Gebet abgedruckt. Es enthält die Zeile „Rufe die Helden, die [...] ihr Leben eingesetzt hatten“. Das Soldatenleben war auf den Totenzetteln wichtiger als das Privatleben, denn der vorzeitige Tod konnte nur so gerechtfertigt werden (Aka 1993, 208).

Sammlung LWL-Industriemuseum, Foto: Annette Hudemann.

Jesus! Maria! Joseph!

„Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt, im übrigen ist mir hinterlegt worden die Krone der Gerechtigkeit."
2. Tim. 7.—8.

Zum christl.-frommen Andenken
an den auf dem Felde der Ehre gefallenen
Landsturmmann
Bernhard Biermann.

Der liebe Verstorbene wurde geboren am 26. März 1885 zu Bocholt. Seit dem 26. Februar 1908 lebte er mit Elisabeth Homann in überaus glücklicher Ehe, die mit 5 Kindern gesegnet wurde, von denen eins dem Vater in die Ewigkeit voranging. Am 8. April 1915 eilte er zu den Fahnen, um für die heilige und gerechte Sache zu streiten. Nachdem er drei Jahre die Strapazen in Rußland mitgemacht hatte, kam er im März 1918 zum Westen, wo er am 7. Juli 1918 sein junges Leben dem Vaterlande opfern mußte. Seine Leiche wurde unter kirchlichen und militärischen Ehren auf dem Friedhof Geluve bei Menin beigesetzt.

Seine trauernde Gattin und Kinder empfehlen seine liebe Seele dem Gebete der Gläubigen, auf daß er bald

ruhe in Frieden.

Gebet.

Sohn Gottes, göttlicher Heiland, du hast Blut und Leben für uns hingeopfert. Rufe die Helden, die im Gehorsam gegen die Obrigkeit und aus Liebe zum Vaterland ihr Leben eingesetzt hatten und ihr Blut vergossen haben, zu der Zahl deiner Auserwählten. Amen.

Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung! (300 T. A.)
Süßes Herz Jesu, sei meine Liebe! (300 T. A.)

J. & A. Temming, Bocholt.

Sammlung LWL-Industriemuseum, Foto: Martin Holtappels.

Der politische Totenkult bezog den Massentod zwar mit ein, er war aber kaum geeignet für individuelle Ehrungen. Neben den Prozessen der Entindividualisierung und Verschiebung in den privaten Bereich im Gedenken an die toten Soldaten wurden weiterhin exponierte Heldenfiguren aufgebaut, die im Zentrum des medialen Interesses und Gedenkens auch namentlich genannt wurden. Bei den überlieferten Objekten postmortaler Heldenadoration bleibt es allerdings eher eine Ausnahme, wenn die Grabrede für die spätere Ausstrahlung im Rundfunk auf Schallplatte konserviert wird, wie im Falle der Grabrede des Gerd von Rundstedt für Erwin Rommel 1944 geschehen (Häußler 2008, 103).

Der Tod des Gegners: Trophäen und Ausstellungen

Während bei den Hinterbliebenen die Objektkultur widerspiegelt, wie der Tod von Angehörigen verarbeitet und in Gedenkformen überführt wurde, stand bei Trophäen und Ausstellungen der Tod des Gegners im Vordergrund. Die Eroberung einer Fahne oder eines Geschützes symbolisierte den eigenen heldenhaften Sieg (Brandt 1993, 251). „Die Geschütze werden [...] zusammengebracht" und auch Musikinstrumente sowie Ausrüstungsgegenstände fanden ihren Weg in die „Heimat" (Hindenburg 1934, 79).

Im Ersten Weltkrieg wurden eroberte Gerätschaften in Weltkriegsausstellungen etwa im Berliner Zeughaus vorgestellt (Brandt 1993, 248f.; Beil 2004, 90). Das umfasste Uniformen und Handfeuerwaffen, aber auch größeres militärisches Gerät wie Artilleriegeschütze oder Flugzeuge. Die Exposition von Trophäen demonstrierte den Sieg über den Kriegsgegner und die Überlegenheit der eigenen Truppen. Heldentum wird in dieser Konstruktion nicht über den Tod der eigenen Soldaten, sondern über den Tod des Gegners vermittelt.

Auch bei den Trophäen gab es eine öffentliche und eine private Form des Sammelns. Die Kriegsbeuteausstellungen machten der Bevölkerung die offizielle Darstellung des Krieges zugänglich und zeichneten ein positives Kriegsbild. Demgegenüber gehören Objekte, die Soldaten aus eigenem Antrieb einsammelten, in den Bereich der persönlichen Erinnerung an den Krieg. Sie alle belegen den vorzeitigen Tod der anderen. Als Affirmation des eigenen Überlebens wurden sie nach Kriegsende zu Identifikationsobjekten mit dem Fronterlebnis und als solche konserviert; ähnlich wie in Fotoalben eingeklebte Fotografien von der Front, die durchaus Leichen und Leichenteile zeigten. Als Trophäen kamen diejenigen Objekte in Frage, die zugänglich und transportierbar waren, wie Helme und Gewehre.[6]

Besonders begehrt waren Objekte, die in Verbindung mit besiegten Gegnern standen, die bereits einen individuellen Bekanntheitsgrad erlangt hatten bzw. als Helden galten. Als Manfred von Richthofen am 21.4.1918 fiel, wurde sein roter Dreidecker Fokker DR I von australischen Einheiten ausgeschlachtet. Dem Tod Richthofens folgten eine Reihe positiver Nachrufe in der englischsprachigen Presse, die Richthofen für seine militärischen Leistungen als Held feierte.[7] Dieser außergewöhnliche Umgang mit einem toten Feind folgte der Logik einer Exposition der gegnerischen Niederlage zu propagandistischen Zwecken. Teile von Richthofens Flugzeug befinden sich bezeichnenderweise heute über die ganze Welt verstreut.[8] Der „Kriegsheld“ ist in dieser Hinsicht doppelt zu verstehen: Sowohl der tote Gegner als auch der Inhaber der Trophäe, der den vermeintlich unüberwindbaren Feind getötet hat, werden zum Helden stilisiert.

---

[6] In militärhistorischen Sammlungen finden sich auf diese Weise bis heute Bestände, die ursprünglich „Beute“-Objekte waren.

[7] The Aeroplane 24.04.1918 und The New York Times 29.04.1918.

[8] Unter anderem befinden sich Teile in Australien, wo auch Richthofens Fliegerstiefel zu finden sind, weitere Teile befinden sich in Großbritannien. In Frankreich wird gar eine Urne museal ausgestellt, die Erde vom Absturzort enthält, welche ein französischer Soldat als Andenken eingesammelt hat.

3. Fazit

„Deutsch sein, heißt ein Held sein“, schrieb Werner Sombart 1915 (Sombart 1915, 64). Das beschrieb die Zugehörigkeit zu einer einheitlichen Gruppe, in der alle die Pflicht hatten, im Krieg bis zum Tode zu kämpfen. Die im 19. Jahrhundert noch übliche Trennung von Offizieren und Mannschaften auf den Friedhöfen verschwand im Ersten Weltkrieg (Mosse 1993, 42, 95). Der „Krieg“, so Siegfried Kracauer 1955, „hat uns alle gleich gemacht, wie über so unter der Erde“ (Kracauer 1990, 111). Diese Fiktionalisierung trifft das Bild des Helden und des Heldentodes im Untersuchungszeitraum 1871-1945. Es war unter anderem das Ergebnis des eingangs beschriebenen Paradigmenwechsels, der durch den militärtechnischen Wandel ausgelöst worden war. Jeder konnte zum „Held“ avancieren. Das veränderte Bild brachte neue Formen in der materiellen Gedenkkultur hervor.

Mit der steigenden Zahl der Toten nahmen die Ehrungen zahlenmäßig zu und wurden auf eine größere Personengruppe ausgeweitet. In der Praxis des Gedenkens hatte das Folgen: Die Geehrten wurden in den nun allgemeiner gehaltenen Motiven anonymer, gleichsam entpersonalisiert. Einzelleistungen wurden durchaus im Bezug zur Gruppe honoriert. Indem diese Ehrungen zunahmen, wurden die Leistungen zwar nicht nivelliert, aber die zu Grunde liegende Leistungsnorm verschoben, was wiederum das Distinktionsbedürfnis erhöhte. Dem entsprach der Versuch, in der Gedenkkultur weiterhin Soldaten namentlich zu nennen. Auch verschiedene materielle Formen, die den Hinterbliebenen Trost spendeten, zeigen diese Tendenz. Bei exponierten Kriegshelden war das Gedenken darüber hinaus spezifisch auf das mit der entsprechenden Person verknüpfte medial konstruierte Heldenbild ausgerichtet. Sowohl in der Darstellung als individuelle Leistung als auch als überindividuelle und damit gleichsam abstrakte Vorstellung ist der vorzeitige Tod durch Kriegshandlungen zentrales Element der Gedenkkultur zwischen 1871 und 1945.

Individuelles Gedenken und massenhaftes Sterben stehen aber im untersuchten Zeitraum in einem deutlichen Spannungsfeld. Gerade bei den einfachen Soldaten stehen Massenehrung und individuelles Gedenken auch in der Objektkultur durchaus einander gegenüber. Die massenhafte Auszeichnung konnte nur durch einheitliche öffentliche Formen gewährleistet werden, ihr stand der Versuch gegenüber den Tod des Soldaten zu reindividualisieren. Diese Reindividualisierung geschah multiperspektivisch sowohl durch die persönlichen und familiären als auch die öffentlichen Formen des Gedenkens. Tendenziell herrschen bei den Massenhelden die personalisierten Massenobjekte vor, bei den exponierten Helden die Einzelstücke. Eine allgemeine Regel kann aber nicht abgeleitet werden. Je größer die Zahl der toten Soldaten, die durch Objekte und in Objekten geehrt wurden, desto austauschbarer, entpersonalisierter und Teil eines Massenphänomens wurde die Heldenverehrung. Ob Ehrung einfacher Soldaten oder Konstruktion schillernder Persönlichkeiten: Der so genannte

„Heldentod“ ist im Krieg als gewaltsamer, vorzeitiger Tod identitäts- und sinnstiftend und wird in vielfacher Form in der materiellen Kultur konserviert und repräsentiert.

References

Aka, Christine. 1993. *Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens*. Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum.

Behrenbeck, Sabine. 1991. Heldenkult und Opfermythos. Mechanismen der Kriegsbegeisterung 1918-1945. In *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien*, ed. Marcel van der Linden and Gottfried Mergner, 143-159. Berlin: Duncker & Humblot.

Beil, Christine. 2004. *Der ausgestellte Krieg. Präsentationen des Ersten Weltkriegs 1914-1939*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.

Brandt, Susanne. 1993. Kriegssammlungen im Ersten Weltkrieg: Denkmäler oder Laboratoires d'histoire? In *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, ed. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, and Irina Renz, 241-258. Essen: Klartext.

Evert, Urte. 2007. „Die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran“. Mythos Fahne. In *Farben der Geschichte. Fahnen und Flaggen*, ed. Daniel Hohrath, 22-25. Berlin: Deutsches Historisches Museum.

Förster, Stig. 1994. Militär und staatsbürgerliche Partizipation. Die allgemeine Wehrpflicht im Deutschen Kaiserreich 1871-1914. In: *Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung*, ed. Roland G. Förster, 55-70. München: Oldenbourg.

Häußler, Johannes. 2008. Erzwungener Selbstmord und Staatsbegräbnis. Über den Tod hinaus: Rommels propagandistische Instrumentalisierung für den „Endsieg“. In *Mythos Rommel*, ed. Haus der Geschichte Baden-Württemberg, 96-107. Stuttgart: Haus der Geschichte Baden-Württemberg.

Hindenburg, Paul von. 1934. *Aus meinem Leben: Volksausgabe*. Leipzig: Hirzel.

Hoffmann, Detlef. 1979. Der Mann mit dem Stahlhelm vor Verdun. Fritz Erlers Plakat zur sechsten Kriegsanleihe 1917. In *Die Dekoration der Gewalt. Kunst und Medien im Faschismus*, ed. Berthold Hinz et al., 101-114. Gießen: Anabas.

Jeismann, Michael, and Rolf Westheider. 1994. Wofür stirbt der Bürger? Nationaler Totenkult und Staatsbürgertum in Deutschland und Frankreich seit der Französischen Revolution. In *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, ed. Reinhart Koselleck, and Michael Jeismann, 23-50. München: Fink.

König, Gudrun M. 2003. Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In *Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*, ed. Kaspar Maase, Bernd Warneken, Jürgen Bernd, and Hermann Bausinger, 95-118. Köln: Böhlau.

Koselleck, Reinhart. 1979. Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden. In *Identität*, ed. Odo Marquart, und Karl-Heinz Stierle, 257. München: Fink.

Kracauer, Siegfried. 1990. *Schriften*, Band 5: Aufsätze, ed. Inka Mülder-Bach. Frankfurt: Suhrkamp.

Kühlich, Frank. 1994. *Die deutschen Soldaten im Krieg von 1870/71. Eine Darstellung der Situation und der Erfahrungen der deutschen Soldaten im Deutsch-Französischen Krieg*. Diss. phil. Hamburg.

Laumann, Anja. 1975. Drei Denkmäler des 19. Jahrhunderts in Essen. Zur Baugeschichte des Kriegerdenkmals und der Denkmäler für Kaiser Wilhelm I. und Fürst Otto von Bismarck in Essen. In *Das Münster am Hellweg. Mitteilungsblatt des Vereins für die Erhaltung des Essener Münster (Münsterbauverein e. V.)* 28 Heft 1, 1-16.

Lurz, Meinhold. 1985. *Kriegerdenkmäler in Deutschland*, Bd. 3. Heidelberg: Esprint.

Manchester, William. 1978. *Krupp*. München: Heyne.

Mosse, George Lachmann. 1993. *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Naumann, Michael. 1984. *Strukturwandel des Heroismus. Vom sakralen zum revolutionären Heldentum*. Königstein/Ts.: Athenäum.

Schilling, René. 2002. *Kriegshelden. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945*. Paderborn: Schöningh.

Schmidt, Wolfgang. 1999. *Maler an der Front*. In *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, ed. Rolf-Dieter Müller et al., 635-684. München: Oldenbourg.

Seyferth, Alexander. 2007. *Die Heimatfront 1870/71. Wirtschaft und Gesellschaft im deutsch-französischen Krieg*. Paderborn: Schöningh.

Sombart, Werner. 1915. *Händler und Helden*. München: Duncker & Humblot.

Vomm, Wolfgang. 1979. *Reiterstandbilder des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Deutschland. Zum Verständnis und zur Pflege eines traditionellen herrscherlichen Denkmaltyps im Historismus*. Köln: Diss. phil.

Werner, Frank. 2008. Hart müssen wir hier draußen sein. Soldatische Männlichkeit im Vernichtungskrieg 1941-1944. *Geschichte und Gesellschaft* 34, 5-40.

Werth, German. 1989. *Der Krimkrieg. Geburtsstunde der Weltmacht Russland*. Erlangen et al.: Straube.

Winkle, Ralph. 2007. *Der Dank des Vaterlandes. Eine Symbolgeschichte des Eisernen Kreuzes 1914 bis 1936*. Essen: Klartext.